

HERDER KORRESPONDENZ

Monatshefte für Gesellschaft und Religion 53. Jahrgang Heft 8 August 1999

Es wäre wider alle christliche Hoffnung, die Lebendigkeit des Glaubens messen zu wollen, wie alle Dinge dieser Welt gemessen werden.

Oskar Köhler

Glaubwürdigkeit durch Distanz?

Braucht die Kirche in Deutschland mehr bewußte Distanz gegenüber Gesellschaft und Staat, um glaubwürdig ihrem Auftrag nachkommen zu können? Viele Kritiker der Entscheidung der deutschen Bischöfe, den „Beratungs- und Hilfeplan“ um den von Johannes Paul II. in seinem Brief vom 3. Juni geforderten Satz zu ergänzen, aber in der staatlich vorgeschriebenen Pflichtberatung zu bleiben (vgl. HK, Juli 1999, 328 f.), bejahen diese Frage entschieden. Und auch in anderen Zusammenhängen taucht immer wieder der Vorwurf auf, die Kirche hierzulande sei zu sehr „Staatskirche“, ihr Zeugnis für das Evangelium werde durch zu viele Kompromisse mit ihrem gesellschaftlich-kulturellen Umfeld verdunkelt.

In der Bergpredigt ist von den Jüngern Jesu als „Licht der Welt“ und „Salz der Erde“ die Rede. Davon ist auch nach zweitausend Jahren Christentums- und Kirchengeschichte nichts abzumarkten: Kirche darf nicht zum gesellschaftlichen Großverband unter anderen werden, sondern soll in allem, was sie tut, auf Jesus Christus als ihren Herrn verweisen. Christen sollen in der Nachfolge Jesu glauben, lieben und hoffen und nicht einfach das tun, was sich gerade als besonders vorteilhaft oder selbstverständlich anbietet.

Es fehlen geprägte Vorbilder für das christliche Zeugnis

Damit ist einerseits alles, andererseits aber noch nicht sehr viel gesagt. Schließlich gibt es christliches Zeugnis – auch in seinen radikalsten und kompromißlosesten Formen – nie losgelöst von einem bestimmten geschichtlichen und gesell-

schaftlichen Kontext. In langfristiger Durchformung oder heftigem Protest, in Anknüpfung wie Widerspruch ist gelebter und institutionell verfestigter Glaube immer auf eine so oder so geprägte Kultur bezogen. Deshalb müssen auch Anforderungen zu kraftvollerem Zeugnis und eindeutigerem christlich-kirchlichem Handeln letztlich ins Leere gehen, wenn sie die Wirklichkeit nicht oder nur unzureichend zur Kenntnis nehmen, in der Christen heute leben.

Rechtlich-administrative oder staatsideologische Hindernisse für das christliche Zeugnis in der Gesellschaft gibt es heute in Deutschland ebensowenig wie in seinen Nachbarländern. Christen können in Fußgängerzonen für ihren Glauben werben wie in feinsinnigen Gesprächszirkeln; sie können ihre Botschaft im Internet ebenso verbreiten wie bei Glaubensseminaren und in Akademieveranstaltungen.

Es herrscht auch kein Kulturkampf gegen die Kirche und ihren Öffentlichkeitsanspruch. Gehässige Kommentare, die der Kirche unter Hinweis auf vergangene Verfehlungen das Recht zur Mitgestaltung des modernen Gemeinwesens absprechen, sind die Ausnahme und nicht die Regel. „Écrasez l'infâme“ war eine kirchenfeindliche Parole der radikalen französischen Aufklärung; ein solches Programm wird heute höchstens von eingefleischten Antiklerikalen und Laizisten vertreten, die das gesellschaftliche Klima jedenfalls im Westen Deutschlands nur am Rande mitprägen. Vorherrschend ist eine Mischung aus Gleichgültigkeit gegenüber institutionalisiertem Christentum, respektvoller Distanz und punktuell, aber doch unverbindlichem Interesse.

In einer solchen Situation stehen christliches Zeugnis und kirchliche Glaubwürdigkeit vor anderen Herausforderungen

als unter den Bedingungen staatlich-ideologischer Unterdrückung oder polarisierender Kulturkämpfe. Es ist kein Zufall, daß im früher kommunistischen Teil Europas manche Kirchenvertreter äußern, eigentlich sei die Lage damals einfacher und überschaubarer gewesen, oder daß hierzulande gelegentlich von kirchlicher Seite Kulturkampfrhetorik hervorgeholt wird: Unter demokratisch-pluralistischen Verhältnissen ist meistens nicht mehr auf den ersten Blick klar, wer „wir“ und wer die „anderen“ sind, wo man als Christ auf keinen Fall mitmachen darf, wo der Glaube unmißverständlich vor die Wahl zwischen Widerstehen und Anpassen stellt.

Über lange Zeit hinweg wurde das christliche Zeugnis des einzelnen getragen, ergänzt oder sogar ersetzt durch seine Zugehörigkeit zu einer katholisch oder auch protestantisch geprägten Lebenswelt. Natürlich war auch zu seinen organisatorisch erfolgreichsten Zeiten das katholische Milieu keine monolithische Größe aus lauter stromlinienförmig frommen, in der Gesamtgesellschaft deutlich abgehobenen, in Glauben und kirchlicher Praxis gefestigten Christenmenschen. Es gab immer „Abständige“ wie Hochmotivierte, spintisierende oder intellektuelle Einzelgänger wie unauffällige Durchschnittschristen. Aber es bestanden doch gemeinsame Formen, in denen sie alle – mehr oder weniger intensiv und reflektiert – ihren Glauben und ihre Kircheng Zugehörigkeit untereinander und gegenüber dem gesellschaftlichen Umfeld sichtbar werden ließen.

Heute sind Christen in der Gestaltung ihres religiösen Lebens wie ihrer gesellschaftlich-politischen Mitverantwortung weit aus freier, bewegen sich jenseits von Milieuzwängen und organisatorischen Schulterschlüssen. Nur schafft diese begrüßenswerte Freiheit ihrerseits wieder Verlegenheiten und Unsicherheiten, die im kirchlichen Leben überall mit Händen zu greifen sind: Die einen haben die früheren Geborgenheiten ersatzlos aufgegeben oder eingebüßt, die anderen sind auf der Suche nach sinnvollen Ausdrucks- und Gemeinschaftsformen für ihre religiösen Überzeugungen und gesellschaftlichen Anliegen.

Im übrigen fehlen heute weithin Entwürfe und *geprägte Vorbilder*, an denen sich Christen beim Bemühen um ihr individuelles Glaubenszeugnis orientieren könnten. Noch vor einigen Jahrzehnten waren entsprechende Leitbilder zwar nicht unumstrittenes Allgemeingut, aber doch hinreichend vertraut, um in einer gewissen Breite wirksam sein zu können. Es gab das einigermaßen klar umrissene Bild des frommen und eifrigen Priesters, des christlichen Arbeiters oder Unternehmers, der katholischen Mutter und des katholischen Vaters, des aufrechten katholischen Jungen usw. Die „Standesliteratur“, in der diese diversen Vorbilder anschaulich beschrieben und weitergegeben wurden, ist bezeichnenderweise längst ausgestorben.

Auch die Kirche als *Institution* tut sich in Deutschland derzeit mit der biblischen Aufforderung schwer, Stadt auf dem Berg

und Licht der Welt zu sein. Das hat zunächst sicher damit zu tun, daß die Zeichen quer durch die Diözesen auf *Sparen* stehen. Wo gespart werden muß, ist aber verständlicherweise jeder sich selbst der Nächste. Unter dem Damoklesschwert drohender Kürzungen bei Personal- und Sachmitteln möchte jeder kirchliche Arbeitszweig seine Bedeutung und Unverzichtbarkeit dartun, geraten dabei aber vor lauter Sorge um Besitzstandswahrung leicht das kirchliche Gemeinwohl und das gemeinsame Zeugnis des Volkes Gottes aus dem Blick.

Ein Zwischenzustand zwischen Mehrheit und Minderheit

Zum zweiten leidet das Klima auch darunter, daß der kirchliche Betrieb in für die Zukunft entscheidenden Bereichen zwar nicht leertläuft, aber doch nicht recht vorankommt. Der Priester- und Ordensnachwuchs bewegt sich auf einem historischen Tiefstand, ohne daß eine wirkliche Trendwende in Sicht wäre. Pastorale Planung besteht dementsprechend zu einem guten Teil aus der Verwaltung des Mangels. Trotz großer Anstrengungen bei der Erstkommunion- und Firmkatechese gelingt es offenbar nur in Ausnahmefällen, die sakramental initiierten Kinder und Jugendlichen kirchlich und glaubensmäßig zu verankern. Der „normale“ Sonntagsgottesdienst als *die* konstitutive Versammlung der Gemeinde blutet vielerorts zusehends aus; bei der Sakramentenspendung klaffen kirchlich-theologische Vorgaben und reale Erwartungshaltungen oft beträchtlich auseinander.

Gesamtgesellschaftlich gesehen befindet sich die Kirche in Deutschland in einem merkwürdigen *Zwischenzustand zwischen Mehrheit und Minderheit*, zwischen flächendeckend organisierter Volkskirche und eher randständiger Glaubensgemeinschaft. Sie ist – auf jeden Fall in den westlichen, aber auch in den östlichen Bundesländern – nach wie vor zu groß, um von Politik und Öffentlichkeit einfach als *quantité négligeable* behandelt werden zu können. „Die Kirchen“ sind ja unverändert der wichtigste Repräsentant des Religiösen in dieser Gesellschaft, durch Gottesdienste, Kasualien, Verkündigung und Diakonie. Aber sie sind nicht mehr groß bzw. unangefochten genug, als daß man nicht auch da und dort über ihre Einwände hinweggehen könnte.

Diese Spannung spiegelt sich auch im *Selbstverständnis* von Kirche in der deutschen Gesellschaft bzw. in dessen auffälligen Schwankungen und Unsicherheiten wider. Auf der einen Seite pochen die Kirchen auf ihre geschichtlich-kulturell gewachsene Bedeutung als religiöse Großinstitutionen; auf der anderen beklagen sie ihren schwindenden Einfluß, ein massives Ausfransen christlicher Werte und kirchlicher Bindungen unter zunehmend nachchristlichen Verhältnissen. Beide Haltungen begegnen nicht selten unmittelbar nebeneinander: Gekränkter Stolz angesichts vermeintlicher Größe mischt sich mit teils hilflos anmutendem, teils selbstbewußt vorge-tragenem Minderheitspathos.

Dieser Knoten läßt sich nicht mit einem Befreiungsschlag durchhauen wie seinerzeit der berühmte Gordische. Kirchliche Glaubwürdigkeit gegenüber Staat und Gesellschaft und christliche Bereitschaft zum Zeugnis „gelegentlich oder ungelegentlich“ lassen sich nicht verordnen oder durch Kraftakte erzwingen. „Kirchenträume“ haben ihre Berechtigung; es wäre aber fahrlässig, wollte man sie unbesehen in Handlungsanleitungen umsetzen oder ihnen zuliebe die realen kirchlichen wie gesellschaftlichen Verhältnisse überspringen.

Schon für den Kirchenvater Augustinus waren Gottesstaat und Weltstaat, deren Auseinandersetzung seinem Werk „De civitate Dei“ zufolge die Geschichte bestimmt, nicht mit den sichtbaren Gemeinschaften von Kirche einerseits und Staat andererseits identisch. Auch heute läßt sich weder in Deutschland noch in seinen Nachbarländern eine klare Trennlinie zwischen „gottloser“ Gesellschaft bzw. gottlosem Staat hier und gleichsam gotterfüllter, geistlich lebendiger Kirche dort ziehen. Die Kirche ist auch und gerade unter den Bedingungen der späten Moderne überhaupt eine Mischung aus Großherzigkeit und Kleinkariertheit, frommer Entschiedenheit und skeptischem Beiseitestehen, traditionsgeprägten Lebensformen und tastenden Suchbewegungen.

Es bleiben nur die vielen kleinen Schritte

Unsere Gesellschaft wiederum ist geprägt von *gegenläufigen* Trends, die gegenüber vorschnellen Urteilen über ihre ethisch-religiöse Verfassung Vorsicht nahelegen. Zweifellos ist privater wie kollektiver Egoismus weit verbreitet, der für die Frage nach Gerechtigkeit und Solidarität so gut wie unempfindlich ist, herrscht vielerorts eine oberflächliche bis zwanghafte Konsum- und Erlebnismentalität, die sich gegenüber umfassenden Sinnhorizonten verschließt. Aber es gibt doch auch viel selbstverständliche Anständigkeit, absichtslose Hilfsbereitschaft und Offenheit für die tieferen Lebensfragen, auch ohne ausdrücklich christliche oder überhaupt religiöse Motivation.

Christen sind nicht in der Lage, umfassende Negativtrends in der Gesellschaft umzudrehen oder unwirksam zu machen. Und als umfassende geistige Ordnungsmacht steht die Kirche heute weder von sich aus zur Verfügung noch wird sie als solche gewünscht. Es bleiben für ein glaubwürdiges christliches und kirchliches Zeugnis unter den Bedingungen von Freiheit und Pluralismus also die vielen *kleinen Schritte*, unspektakulär, aber deswegen nicht aussichtslos.

Dazu könnte ein Umgang mit der in Jahrhunderten errungenen und immer neu zu bewährenden Freiheit gehören, der diese nicht eindimensional verkürzt. Warum sollen sich Christen nicht die in ihrem Glauben verwurzelte Freiheit nehmen, eine spürbare Distanz zu den scheinbaren Selbstverständlichkeiten und Banalitäten unserer Konsum- und Freizeitkultur zu pflegen? Christen teilen unvermeidlicherweise

die Ängste und Sehnsüchte ihrer Zeitgenossen. Aber warum sollten sie nicht auch die Freiheit und den Mut haben, in der Gestaltung ihrer persönlichen Beziehungen und ihres sozialen Umfelds Wege zu gehen, die vom gesellschaftlichen mainstream abweichen, auf die gängigen Träume von Harmonie auf Kosten anderer, von Selbsterlösung und gnadenloser Perfektion zu verzichten?

Viele kleine Schritte im Bemühen um ein glaubwürdiges Zeugnis sind auch dort so möglich wie notwendig, wo Kirche in unserer Gesellschaft institutionell präsent ist. Um mit dem derzeit umstrittensten Bereich zu beginnen: Mitwirkung der Kirche bzw. ihrer Beratungsstellen in der gesetzlich vorgeschriebenen Pflichtberatung bei Schwangerschaftskonflikten ist und bleibt trotz aller Ambivalenz so lange sinnvoll, als in Beratungsgesprächen Frauen wirklich geholfen und ihnen gleichzeitig die christliche Überzeugung von der Schutzwürdigkeit des ungeborenen Lebens nahegebracht werden kann. Für römisches Wirrwar im Zusammenhang mit dem Papstbrief vom 3. Juni und seine Folgen sind im übrigen nicht die deutschen Bischöfe und ihr Vorsitzender verantwortlich zu machen.

Was für die Beratungsstellen gilt, gilt *mutatis mutandis* auch für kirchliche Schulen, Krankenhäuser, Kindergärten oder Bildungswerke. Alle diese Einrichtungen brauchen ein eigenständiges, erkennbares Profil; nicht aus Profilierungssucht und kirchlicher Eigenbrötelei, sondern um Zeitgenossen auf Grund und Eigenart christlichen Einsatzes für den Menschen neugierig und aufmerksam zu machen. Daß das immer wieder zu einer schwierigen Gratwanderung zwischen kirchlichen Vorgaben, gesellschaftlichen Ansprüchen und wirtschaftlichen Zwängen wird, ist nicht zu vermeiden.

Schließlich kann die Kirche nicht von den einzelnen Christen, von Gemeinden, Verbänden und Einrichtungen mutigeres Zeugnis fordern, wenn sie nicht selber in ihrem amtlichen Reden und Handeln glaubwürdig ist. Ihr Wächteramt gegenüber Staat und Gesellschaft kann sie nur glaubhaft wahrnehmen, wo sie sich um eine genaue Wahrnehmung der gesellschaftlich-kulturellen Wirklichkeit und ihrer positiven wie negativen Veränderungen bemüht. Dem unvermeidlichen Streit in den eigenen Reihen um eine angemessene christliche Wertung aktueller ethischer Herausforderungen darf sie nicht ausweichen.

Alles in allem: Die Bedingungen für ein christliches Zeugnis, das den Mund nicht zu voll nimmt, sondern ohne viel Aufhebens bei seiner Sache bleibt, sind heute in Deutschland und vergleichbaren europäischen Ländern so schlecht nicht. Es hat zwar keinen Sinn, die schwierigen Verhältnisse gesundzubeten oder sich von verordneten Großaktionen wie der geistlichen Vorbereitung auf das Jubiläumsjahr 2000 viel zu erhoffen. Aber mit weniger Verzagtheit und mehr Mut zu ihren ureigenen Aufgaben sollten Christen und Kirchen schon zu Werk gehen.

Ulrich Ruh